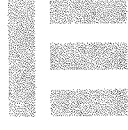


Anne Honer · Michael Meuser
Michaela Pfadenhauer (Hrsg.)

Fragile Sozialität

Inszenierungen, Sinnwelten,
Existenzbastler

Ronald Hitzler
zum 60. Geburtstag



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2010

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe
Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de

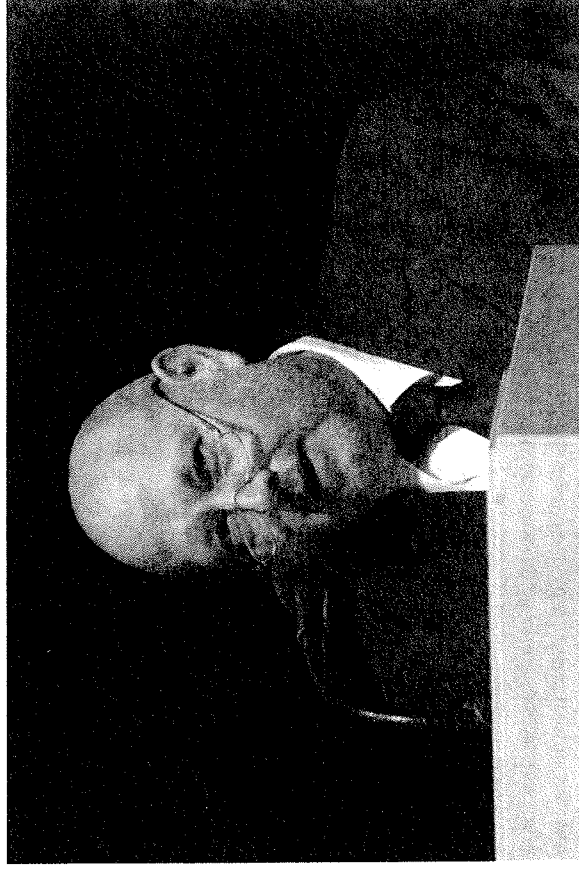


Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbeson-
dere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Ein-
speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem
Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche
Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten
wären und daher von jedermann benutzt werden dürfen.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg
Druck und buchbinderische Verarbeitung: Ten Brink, Meppel
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-17173-9



Quelle: christianschauderna.de

- Massey, Doreen (2004): *Geographies of Responsibility*. Geografiska Annaler 86/B, Human Geography, 5–18.
- Massey, Doreen (2005): *For Space*. London: Sage.
- Stichweh, Rudolf (2000): *Die Weltgesellschaft: Soziologische Analysen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rorty, Richard (Hg.) (1992 [1967]): *The Linguistic Turn. Essays in Philosophical Method*. Chicago: Chicago University Press.

Lernen in der Be-Sprechung des Körpers

Eine ethnosemantische Vignette zur Kunst des Bogenschießens

Achim Brosziewski und Christoph Maeder

1 Einleitung

Das linguistisch-semiotische Jahrhundert hat auch in der Sozialforschung deutliche Spuren hinterlassen, hat Traditionen und Schulen geprägt. Die Sprache, die Diskurse und die Zeichen haben ihre Unschuld als bloße Mittel und Mittler der Wirklichkeitsbeschreibung verloren. Keine halbwegs reflektierte Methodologie kommt heute umhin, ihre eigene Zeichenabhängigkeit zu bedenken und Vorstellungen anzubieten, wie sie trotz ihrer konstitutiven Zeichenbedingtheit zur forschungsnotwendigen Unterscheidung von Erkenntnis und Gegenstand gelangt; wie sie sich ihres Wirklichkeitskontaktes zu vergewissern vermag. Gerade die Soziologie wird sich nicht gestatten können, die Sprache, die Diskurse und die Zeichen als ihre Gegenstände gelten zu lassen. Ihr stellt sich das Problem, von und aus den Zeichen heraus vorzudringen (zurückzufinden?) zu sozialen Prozessen, sozialen Strukturen und sozialen Ordnungen – wissend, dass sie sozialer Prozesse, sozialer Strukturen und sozialer Ordnungen nur bezeichnend habhaft werden kann; dass sie selbst immer nur Rede von sozialen Prozessen, sozialen Strukturen und sozialen Ordnungen bleiben wird.

Gegenwärtig kann man vornehmlich drei Kandidaten ausfindig machen, die geeignet erscheinen, „das Andere“ der Zeichen zu fixieren und Ankerpunkte in der sozialen Wirklichkeit zu finden: den Körper, die Praxis (die Praktiken) und das Bild (die „Inszenierung“). Allen dreien sind die Merkmale der Kompaktheit und der Opazität gemein – Garantien dafür, dass sie sich konstitutiv einer einfachen sprachlichen Auflösung entziehen; erst recht jeder „vorübergehenden“, jeder touristischen Beobachtung. Der Körper, die Praxis und das Bild – sie fungieren nicht oder zumindest nicht auf Anhieb als Zeichen für anderes. Sie versprechen stattdessen Wirkungen: der Körper die Beweglichkeit, die Praxis die Produktion, das Bild ein „authentisches“ Erleben. Zwar können auch die Effekte nur bezeichnet werden, ebenso wie ihre Auslöseeinheiten. Doch die Bezeichnung von Wirkungen und Wirkbeziehungen verspricht den ersehnten Wirklichkeitskontakt, der nicht nur Sprache, nicht nur Diskurs, nicht nur Zeichen sein kann.

In den Diskursen haben diese Verweise auf ihr „Anderes“ unübersehbar Raum gewonnen. Hier motivieren sie Umnengen von Texten. Doch wirken die Referenten – der Körper, die Praxis und das Bild – in dem Moment sperrig, in dem es um empirische Forschung geht, also um den kontrollierten und kontrollierbaren Zugang zu den gemeinten Wirklichkeitsquellen. Man kann ja schlecht den Körper in die Soziologie hineinstellen, ebenso wenig wie Praktiken oder Bilder. Es braucht dazu viel Text, um den Nichttext kontrollierbar und nachvollziehbar in den soziologischen Texten wirken zu lassen. Davon kann sich ebenso dieser (unser) Text nicht frei machen – man sehe nur, wieviel schon geschrieben ist, ohne dass „die Sache selbst“ zum Vorschein gekommen wäre.

Unser Beitrag greift einen der genannten Kandidaten für das Nichtdiskursive heraus, den Körper, um ihn in das Licht eines empirischen Verfahrens zu rücken (zu zerren), das selbst der „linguistischen Wende“ entstammt. Die ethnographische Semantik ist vornehmlich für einen sehr sprachzentrierten, insbesondere einen „lexikalischen“ Weg bekannt. Doch wollen wir zeigen, dass ihre Mittel keineswegs auf durch Sprache begrenzte Gegenstandsvorstellungen einschränken. So wurde beispielsweise aus einer sehr verwandten Richtung (der Metaphernanalyse) gar eine „Philosophie aus dem Fleisch“ entwickelt (Lakoff/Johnson 1999) und es wird die Frage nach dem Körper im Geist gefragt. Allerdings werden wir uns anderer theoretischer Mittel bedienen als sie im genannten Werk und auch sonst im linguistischen Umfeld gepflegt werden – Mittel, die uns zu direkt auf das Gehirn und die philosophische Geist-Körper-Debatte zielen.

Die Elemente, die uns die Referenz auf soziale Prozesse, Strukturen und Ordnungen sicherstellen sollen, beziehen wir einerseits aus der soziologischen Systemtheorie und andererseits aus Bourdieus Theorie des Habitus. Uns erscheinen beide Richtungen so unvereinbar nicht, wie in oberflächlichen Theoriekontrastierungen kolportiert wird (vgl. Nassehi/Nollmann 2004). Über die Fruchtbarkeit der Dreier-Begegnung von Linguistik, Systemtheorie und Habitustheorie sollte unserer Hoffnung nach erst ein Versuch entscheiden.

Den empirischen Gegenstand entnehmen wir einem Feld, in dem beide Autoren sich seit ungefähr zwei Jahren als beobachtende Teilnehmer bewegen: der Kunst des Bogenschießens. Vorbehaltlos ist hier einzugestehen, dass sich diese Auswahl schlicht und ergreifend unserer Neigungen verdankt. Doch soll die theoretische Rahmung davor bewahren, das Phänomen und seine soziologische Beschreibung auf das gewählte Feld zu begrenzen. Zur Rede steht ein Aspekt, der für das Verhältnis von Körperlichkeit und Sprache zentral ist, wo immer Sozialität zentral über Körperliches strukturiert wird (so etwa auch in vielen Jugendszenen, die sich über Körperliches definieren (vgl. beispielsweise Hitzler/Pfadenhauer 2001)). Zudem soll das Bogenschießen eine erste kleine Studie zur Entwicklung einer Soziologie des Lernens liefern, die es unseres Erachtens bislang noch gar nicht gibt. In der

Soziologie ist von Sozialisation die Rede und in dem Zusammenhang dann auch von Habitualisierung. Doch was daran genau Lernen heißen soll, bleibt ungeklärt und der Psychologie überlassen, sofern Lernen nicht umstandslos mit „Anpassung“ gleichgesetzt wird. Wir vermuten – ohne diese Annahme hier ausführen zu können und ohne die angemahnte Lerntheorie gleich liefern zu können –, dass jede eingehende soziologische Theorie des Lernens auf sehr ähnliche Probleme stoßen wird, die wir anhand des Bogenschießens verhandeln wollen; Phänomene, die mit dem Zusammenspiel von Körper und Zeichen zu tun haben und die sich als Zusammenspiel sehr schwer kontrolliert beschreiben lassen. Darin vermuten wir weiterhin nicht ein rein soziologisches, sondern zugleich ein eminent praktisches Problem: ein Problem der Instruktion, also des Lehrens und des Ausübens einer Praxis. Auch das Lehren sucht, in seiner Praxis wie in seinen Theorien, nach Ankerpunkten jenseits der Zeichen. Diese Verdoppelung des Problems (in Theorie und Praxis) muss nicht notwendigerweise als eine Problemvermehrung wirken. Sie bietet auch die Chance, aus der Praxis für die Theorie zu lernen. All dies wollen wir natürlich nicht unserer kleinen Fallstudie aufladen. Das Exempel des Bogenschießens muss vorerst die Leerstelle einer soziologischen Lerntheorie besetzt halten. Doch zuvor wollen wir die drei Stränge kurz umreißen, die wir zusammenführen wollen: die Systemtheorie, die Habitustheorie und die ethnographische Semantik.

2 Der systemtheoretische Beitrag: Bezeichnung und Unterscheidung

Aus der Systemtheorie beziehen wir das Konzept des Zusammenhangs von Bezeichnung und Unterscheidung, der als Zusammenhang das Phänomen der Beobachtung erzeugt (siehe unter anderem Luhmann 1995). „Das Andere“ der Zeichen, das wäre dementsprechend ein zweifaches Anderes: die Unterscheidung sowie die Beobachtung, die beide nicht in Zeichen „aufgehen“ oder „aufgehoben“ sind, wenngleich sie konstitutiv auf Bezeichnungsleistungen und Bezeichnungsverknüpfungen angewiesen sind. Den Umfang des Unterscheidungsbegriffs darf man nicht auf die binären Unterscheidungen reduzieren, wie es leider oft in der Rezeption geschieht. Binäre Unterscheidungen sind Sonderfälle des Unterscheidens, in denen zweierlei gilt, was nicht für alle Unterscheidungen zutrifft. Erstens sind bei binären Unterscheidungen beide Seiten bezeichnet und bestimmt: Zahlen und Nichtzahlen; Macht haben und keine Macht haben; Lieben und Nichtlieben. Zweitens sind ihre Seiten so konstruiert, dass die eine Seite die andere ausschließt; dass das „und“ als „oder“ gehandhabt werden muss, das zu einer Wahl auffordert oder gar zwingt, um im System Anschlussfähigkeit zu erhalten. Doch neben diesem Spezialtyp von Unterscheidungen gibt es ungezählte andere Unterscheidungen, die nicht auf eine zweiseitige Bestimmtheit und auf Alternativität angelegt sind;

bei denen „die andere Seite“ vage bleiben kann (dies/alles andere), oder solche, die Gleichzeitigkeiten (stül-sauer) oder Übergangsbereiche vorsehen können (von heiß zu kalt). Ein weiteres wichtiges Beispiel bilden implikative Unterscheidungen. Das sind solche, in denen eine Seite die andere Seite mit enthält, wie „Möbel und Tische“ oder „Frauen und Menschen“. In unserem Zusammenhang ist bemerkenswert, dass es sich schon bei der Unterscheidung von Bezeichnung und Unterscheidung um eine implikative Unterscheidung handelt; hier sogar mit der Möglichkeit, die Implikation auf beiden Seiten anzusetzen. Die Unterscheidung von Bezeichnung und Unterscheidung ist selber eine Unterscheidung; und sie ist zugleich eine Bezeichnung ihres Zusammenhangs, also ein Zeichen, das auf sich selbst und auf sein Anderes verweist. Der systemtheoriemüde Leser wird hier wohl eine der ungeliebten und „überflüssigen“ Logeleien der Systemtheorie vermuten. Doch wir können diesen Hinweis auf die intrikaten Bedingungsverhältnisse nicht auslassen. Denn die Implikationsmuster spielen immer dann eine Rolle, wenn vom „Verwischen“ oder von einer „Aufhebung“ von Unterscheidungen die Rede ist und eine Einheits- oder gar eine Ganzheitsmystik ins Spiel kommt. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, das uns auch später noch beschäftigen wird:

„Um Boxer zu werden, muss man sich also, über einen Prozess progressiver Imprägnation, einen Komplex körperlicher Mechanismen und mentaler Schemata aneignen, die so eng miteinander verbunden sind, dass zwischen Physischem und Spirituellem, zwischen dem, was von athletischen Fähigkeiten und was vom moralischen Vermögen und vom Willen abhängt, nicht mehr unterschieden werden kann. Der Boxer ist ein lebendiges Räderwerk, das Körper und Geist miteinander verzahnt, die Grenze zwischen Vernunft und Leidenschaft negiert, den Gegensatz von Aktion und Repräsentation aufhebt und dadurch die Überwindung der Antinomie zwischen Individuellem und Kollektivem ermöglicht. Auch hier kann man wieder mit Marcel Mauss reden, der von ‚physio-sozial-psychologischen Konfigurationen‘ spricht.“ (Wacquant 2003: 22)

Das Muster, das wir hier vorfinden, ist das folgende: Es geht um die Einheit einer Unterscheidung (um den Zusammenhang ihrer beiden Seiten), die durch eine ihrer beiden Seiten realisiert wird. Der Körper realisiert die Einheit von Körper und Geist. Im Spüren wird die Unterscheidung „aufgehoben“, wird die Grenze „aufgelöst“. Aber das bedeutet gerade nicht, dass die Unterscheidung gelöscht würde. Ohne die Grenze gäbe es auch nichts zu spüren. Die Grenze und mit ihr die Unterscheidungsseiten müssen „da“ sein, um ihre „Aufhebung“ erfahren zu können. In diesem Sinne ist Körperliches auch, aber eben nicht nur als Zeichen relevant. Das Körperliche bezeichnet selbst: im „Spüren“. Es entfaltet symbolische Kraft: es bezeichnet nicht nur die Einheit des Unterschiedenen, es bewirkt sie vielmehr. Der Preis für solch eine einheitsbildende Leistung ist die „Mystifizierung“ in jeder

Kommunikation, die auf die besagte Einheit referieren möchte. Der Körper spricht nicht und er zeigt auch nichts. Man muss das Spüren empfinden, um zu verstehen – auch um zu verstehen, wovon die Rede ist, wenn die Einheit aufgerufen wird. Das Sprechen, das Fragen, das Beschreiben und erst recht das Erklären versagen, wenn vorgestellt werden soll, worauf es ankommt. Sie können – mit hohem Kommunikationsaufwand – nur ihre Leerstelle fixieren, die durch die Sprache nicht erreicht werden kann, sondern ein Erleben anfordert, um „Verstehen“ zu ermöglichen. Die Nähe zu mystischen Figuren (und Formen der Initiation) stammt nicht von ungefähr. Das buddhistische „Satori“ (Erleuchtung) hat genau diese Struktur. Satori organisiert die Rede vom Ununterschiedenen, von der Abwesenheit allen Unterscheidens, von der Einheit und Ganzheit, die nicht das Wort „Satori“ ist und auch nicht sprachlich erklärt und kognitiv nachvollzogen werden kann (vgl. die Studie zum Zen-Buddhismus von Fuchs 1989). Man muss Satori erleben, um zu verstehen – verbunden mit dem Paradox, dass auch Satori selbst unterschieden werden müsste (von allem „Nicht-Satori“), um über solches Erleben kommunizieren zu können. Deshalb versagt die Kommunikation. Doch dieselbe Figur finden wir auch in säkulareren Feldern. Man muss boxen, um Boxen zu verstehen – mit dieser Feststellung begründet Wacquant (2003: 62) seinen vielseitigen Text „Die Welt des Boxsports versteht nur, wer persönlich in sie eintaucht“, der um das Unbeschreibliche kreist, und der dem Autor wie dem Leser sagt, dass der Diskurs das Wesentliche verfehlt: „Diese Sinnlichkeit entgeht in noch größerem Maße dem Leser, der nur über das geschriebene Wort Zugang zum boxerischen Universum findet. Denn allein durch den Übergang zur Schrift wird die zu vermittelnde Erfahrung unwiderruflich transformiert.“ (2003: 73, Fußnote 28)

Unser Punkt dabei ist, dass sich dieses Problem nicht nur der sozialwissenschaftlichen (oder irgendeiner anderen „analytisch“ interessierten) Beobachtung stellt, sondern im Phänomen selbst wirksam ist. Im Fall des Boxens und vieler anderer Sportarten verdichtet sich dieser Umstand in der Figur des Trainers. In Anwendung der Unterscheidungstheorie und im Vorgriff auf unsere eigene Empirie zum Bogenschießen sei vorgemerkt: Das Zusammenspiel von Körper und Zeichen wird durch den Trainer verkörpert. Daher lässt sich seine Funktion nicht in Diskurse auflösen und nicht durch Texte ersetzen. Seine Worte sind es, die den Körper besprechen – eingebettet in eine immer schon ablaufende Körperkoordination und mit Effekten innerhalb dieser Körperkoordination. Die Trainerworte wirken im Gelingenfall nicht als bloße Zeichen (die sie immer auch sind), sondern als Signale, die Körperprozesse transformieren, unter (fast) vollständiger Ausschaltung des sprachempfangenden, deutenden und verstehenden Bewusstseins. Nur so können Worte die Einheit von Körper und Geist vermitteln. Dazu an späterer Stelle mehr.

3 Der Beitrag der Habitus-theorie: Inkorporierung

Bekanntermaßen fungiert bei Bourdieu der Habitus als Schnittstelle zwischen Praxis und sozialer Ordnung (Bourdieu 1993: 97–121). Es geht also auch hier um eine Unterscheidung und das Problem ihrer Einheit, ihres „inneren“ Zusammenhangs. Die soziale Ordnung stellt die Existenzbedingungen des Lebens, die sich nicht rein kognitiv, sondern ebenso oder sogar primär der individuellen Sensorik und Motorik (inklusive Sprachsensorik und -motorik) im Zuge von Lebenserfahrungen „einschreiben“. Der Habitus befähigt zu Praktiken, die den Lebensvollzug mit der Reproduktion sozialer Beziehungen vereinen. In diesem Sinne ist der Habitus zugleich strukturierte wie strukturierende Struktur. Der Habitus ist inkorporierte, ist einverleibte Sozialität. Er fungiert präreflexiv, vor jeder Zuschaltung des Bewusstseins und ist auch nur sehr bedingt einer bewussten Manipulation („Reflexion“, „Strategiebildung“) zugänglich, denn der Habitus liefert jene Kategorien, mit denen das Bewusstsein überhaupt arbeiten kann. Somit unterliegt auch jeder Diskurs den Vorgaben des Habitus, die durch den Diskurs selbst nicht oder wiederum nur sehr eingeschränkt aufgelöst werden können. Man kann einen Habitus nicht lernen und nicht lehren, denn er bildet das sensomotorische Milieu, in dem Lernen und Lehren sich vollziehen und das seinerseits die fortlaufende soziale Reproduktion voraussetzt und mit vollzieht.¹

Für die empirische Forschung folgt daraus, dass sie nicht nur über Befragungen und andere sprachzentrierte Erhebungsmethoden an die entscheidenden Elemente sozialer Prozesse und Ordnungen gelangt. Sie muss sich auch einlassen auf Praxen und Praktiken, in denen sich Nichtsprachliches und insbesondere Körperliches realisiert. Die bereits zitierte Boxer-Studie von Loïc Wacquant (2003) ist insofern mustergültig. Sie vereint sozialgeographisches und ethnographisches Arbeiten mit einer Art „Körperphänomenologie“, die der Autor (fast) wörtlich am eigenen Leib vollzieht:

„Wie soll ich beschreiben, was ich empfinde, wenn Butchs Faust auf mich zuschießt? Ich sehe eine gelbe fliegende Untertasse, die mit schwindelerregender Geschwindigkeit größer wird, mir vollständig die Sicht raubt, und *bumm!* Ein stechendes Gefühl, ein paar Sterne, und die Sicht wird wieder klar. Die gelbe Untertasse ist auf dem Rückzug, es wird wieder hell. Aber bevor ich auch nur an die geringste Reaktion denken kann, ist die fliegende Untertasse plötzlich wieder da und landet mir im Gesicht.“ (Wacquant, 2003: 79)

¹ Gerade für das Erziehungssystem, also für die geplante Einwirkung auf Kompetenzen und Einstellungen, zeigte Bourdieu die mittelschicht- und elitenreproduzierende Funktionsweise des Habitus auf.

Soziologie kann sehr quälend und schmerzhaft sein – und muss sie diesem Verständnis nach auch sein. Doch wie gelangt man von Qual und Schmerz (und in ihrer Korrespondenz: von Rausch und Euphorie) zur Praxis, zur Reproduktion von Sozialstruktur? Dies kann dann doch wiederum nur durch Zeichen der Vermittlung geschehen, die mitzeichnen, dass das Vermittelte nicht „in“ den Zeichen weilt. Wiederum kommt hierbei die Vermittlungsfigur des Trainers zum Tragen, sowohl in seiner Funktion innerhalb der Praxis als auch als Auskunftgeber für den analseitinteressierten, noch zeichenbedürftigeren Beobachter:

„Kann man einem Boxer vermitteln, wie er sich beim Training entspannen oder wie er atmen soll? – Hell no! Nein, das kann man ihm nicht vermitteln. Du kannst ihm sagen, was du willst, aber das klappt nicht.“ (2003: 81)

Der Habitus lässt sich nicht dreinreden. Entspannung und Atmung können nicht instruiert werden. Und doch sind auch sie nicht der Beobachtung entzogen, insbesondere nicht der kritischen Beobachtung des Trainers und aller Beobachter, deren Praxis und Milieu durch das Boxen jedes Boxers reproduziert wird. Inkorporation ist Exposition. Es muss also Zeichen geben, die solches Beobachten organisieren, und Unterscheidungen, die durch Bezeichnungen „unterhalten“ werden, auch wenn weder das Bezeichnete noch das Unterschiedene selbst diskursiv-textlich, sondern „rein körperlich“ strukturiert ist.²

Mit diesen theoretischen Vorbereitungen ist die Bresche geschlagen für einen Einsatz der ethnographischen Semantik, die zwar der linguistischen Tradition entstammt, aber in ihren Anwendungsformen gerade nicht auf Sprachlichkeit in ihrer Vollausspragung (geordnete Sätze, Darstellungs- und Argumentationsmuster) beschränkt ist. Sie kann sich sehr gut Sprachfragmenten zuwenden, die ihre Funktionen nichttextlich erfüllen.

4 Der Beitrag der ethnographischen Semantik: Die Worte der Praxis

Die ethnographische Semantik ist ein Produkt jenes linguistischen Zweiges, der sich von der Annahme einer Repräsentation durch Sprache (von der Idee der „Abbildungsfunktion“) mehr und mehr emanzipiert hat. Die Sprache wird nicht als Hilfs- oder Ausdrucksmittel des Denkens aufgefasst. Sprache strukturiert das Denken und bedingt in diesem Sinne, was überhaupt denkbar werden kann. In der Form, die

² An dieser Stelle setzen andere Ansätze gerne den Begriff des „Wissens“ ein und sprechen von „implizitem Wissen“ oder auch „verkörpertem Wissen“, das die Beobachtungen verschiedener Beobachter koordiniert. Der Begriff des Zeichens vermeidet die Last, eine besondere Form von Kognition annehmen zu müssen, die von der Kognition des Bewusstseins unterscheidbar wäre.

wir der ethnographischen Semantik entnehmen (vgl. Maeder/Brosziewski 1997 und 2007), streichen wir jedoch die Annahme, dass die Struktur der Sprache mit den Strukturen des Denkens in der Weise einer Analogie gleichzusetzen wäre. Um die Produktivität der ethnographischen Semantik auszunutzen, reicht die viel eingeschränktere These, dass es um einen strukturierten Zusammenhang von Sprache und Wahrnehmung geht (was dann das Denken aus seinen Wahrnehmungen macht, ist eine zweite Frage, die eigener Analysen bedürfte). Der Zusammenhang wird durch den Umstand gesichert, dass die Sprachelemente selber wahrnehmbar sind. Worte werden gehört oder gesehen. Abermals haben wir es mit einer implikativen Unterscheidung zu tun: Sprache ist von Wahrnehmung zu unterscheiden, obwohl sie selbst wahrnehmbar ist. Sprache ist eine Sonderwahrnehmung. Inwieweit diese Sonderwahrnehmung steuernd oder gar kausal auf das Was und Wie der übrigen Wahrnehmung wirkt, ist eine nachfolgende Frage, die nicht voreilig entschieden werden sollte.

Für unseren Kontext reicht die Feststellung aus, dass die Sprache über ihren Wahrnehmungsbezug auch an die Körperlichkeit angeschlossen ist, und dies nicht ausschließlich in ihren diskursiven, satzförmigen Mustern, sondern bereits in ihren Elementarformen einzelner, das heißt wahrnehmungsmäßig isolierbarer Worte und Sätze.

Die Technik der Ethnosemantik baut auf solchen „Isolaten“ auf und forciert noch deren Isolation. Sie verfährt in ihren ersten Schritten nicht deutend, interpretativ oder hermeneutisch, sondern eher „mathematisch“ – wenn man unter Mathematik eine Technik versteht, die einzelne Elemente untereinander relationiert und alle weiteren Schritte als Modifikation dieser Relationen vollzieht. Die Ethnosemantik sucht Worte, oder allgemeiner: signifikante Zeichen, deren Signifikanz sich daraus ergibt, dass diese Zeichen sich nicht aus dem Fundus allgemein selbstverständlicher Worte und Zeichen heraus verstehen. In diesem Sinne ist die Ethnosemantik (Sub-)Kulturforschung, wenn man die Grenzen von Kulturen dort vermutet, wo sich Signifikationen nicht sofort verstehen und auch nicht umstandslos ineinander übersetzen lassen. Rückgreifend auf den Zusammenhang von Sprache und Wahrnehmung lässt sich sagen, die Ethnosemantik sucht jene Worte und Zeichen zu identifizieren, die eine „andere“, eine besondere Wahrnehmung strukturieren.

In einem zweiten Schritt geht es um die Relationierungen, um Nähen und Distanzen, um Konkretisierungen und Verallgemeinerungen, die zwischen den einzelnen Elementen auszumachen sind. „X ist eine Art von Y“, „X widerspricht Y“ wären Beispiele solcher Relationierungen. In einem dritten Schritt wird versucht, ein allgemeines Muster (manche sagen: ein „Prinzip“), eine abstraktere Struktur in den ermittelten Relationen auszumachen. Dieses Muster wird als „kulturelles Thema“ bezeichnet. Damit erst wird die Ebene der Kommunikation und des Diskursiven erklimmen.

Allerdings ist hier eine besondere Vorsicht in der Zurechnung geboten. Die „Thematisität“ des kulturellen Themas ist eine durch die zuvor angewandten Verfahren hergestellte Ordnung, also eine Thematisität der Beschreibung, nicht eine solche der Praxis selbst. Die Annahme bleibt, dass die Ermittlung und Kenntnis eines kulturellen Themas den Beobachtungen im Feld zur Organisation von Redundanzen und somit zu mehr Kohärenz verhilft und stärkere Generalisierungen erlaubt. Man kann das Thema jedoch nicht als solches seinen Informanten vorlegen und ihnen verbale Stellungnahmen abverlangen, es also nicht, oder wenn, dann nur mittels ganz besonderer Vorkehrungen als kommunikative Struktur seiner Feldkontakte verwenden. In unserer folgenden ethnosemantischen Vignette werden wir „Spannung“ als ein derartiges kulturelles Thema entwickeln und vorstellen.

5 Die Kunst des Bogenschießens: Auf dem Weg zur perfekten Spannung

Wer zum ersten Mal einen richtigen Bogen³ in die Hand nimmt, einen Pfeil anlegt und versucht, ein 60 cm großes Scheibenziel in etwa fünf bis sechs Metern Distanz zu treffen, wird von der Vielzahl von Sinneseindrücken und Körperempfindungen und dem ziemlich sicher unerwartet ungenügenden Resultat überrascht sein. Was auf dem ersten Blick als ein einfaches Vorhaben einer prinzipiell einleuchtenden Körperbewegung mit einem trivialen Gerät erscheint, scheitert in der praktischen Realisierung kläglich am ungeschulten Körper. Auch dann, wenn man physisch fit ist und physikalisch perfekt versteht, worum es hier gehen soll. Diesen noch rohen Körper gilt es in vielerlei Hinsicht (motorisch, mental, kognitiv, emotional) durch lange Übung mit der Gerätschaft des Bogens und seiner ihm eigenen Mechanik zu verschmelzen. Erst dann liegen weitere Distanzen und vorhersehbare Ergebnisse in Reichweite.

Das Material spielt beim Bogenschießen, wie in allen heutigen Sportarten, eine wichtige Rolle. Es gibt den endlosen kommunikativen Stoff ab, aus dem sich

³ Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um einen einfachen Langbogen aus Holz, einen modernen Recurve-Sportbogen, oder einen mit Übersetzungen versehenen High-Tech Compound-Bogen handelt. Mit dem Attribut „richtig“ meinen wir hier einfach einen Bogen, wie er in Clubmeisterschaften oder anderen Wetschießen über die Distanzen 18 m (Indoor), 30 m, 50 m und 70 m (Freiluft) verwendet wird. Wir selber schießen sogenannte Recurve-Bogen. Das sind Bogen mit einem Mittelteil aus Aluminium als Handgriff, in den die Wurfarme eingesteckt werden. Dieser Bogen wird als einziger bei den olympischen Spielen eingesetzt und gilt als Prototyp des Sportbogens. Compound-Bogen sind eigentlich eher Jagdwaffen und die Langbogen stellen eine historische Entwicklungsstufe des Bogens dar. Langbogen wurden insbesondere durch ihren Einsatz als Kriegswaffen der Engländer berühmt, die damit in der Schlacht von Azincourt ein Ritterheer des französischen Adels besiegte, d. h. niedergeschossen haben (vgl. Cromwell 2008). Schießtechnisch gesehen werden aber alle Bögen bis auf wenige Details gleich bedient, d. h. die Grundfigur der Bewegung ist dieselbe.

die posttraditionale Gemeinschaft in ihren subkulturellen Nischen (vgl. Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2009) bildet: Es dient der Selbststilisierung entlang der vom Feld angebotenen Bogentypen; es differenziert „angefressene Fans“ von „einfachen Sportschützen“; es indiziert die Unterscheidung von eher naturbezogenen Outdoor-Schützen mit Langbogen versus die High-Tech-Fans mit ihren Compound-Bogen und es verweist durchaus auf soziale Milieus wie z. B. Jäger, Wettkampfschützen, Zen-Orientierte oder einfache Sportler. Neue Pfeilspitzen oder -befiederungen und -halterungen, verschiedene Materialien für Pfeile wie Aluminium, Carbon oder Holz, unterschiedliche Visiere mit vielfältigen Einstellmöglichkeiten, Wurfarme aus neuesten Materialien der Raumforschung, Stabilisatoren aus einem Guss oder mit zusammengesetzten Rohren, Tabs aus Leder oder Kunststoff, neue Armschütze, Mittelstücke aus Aluminium oder Carbon, magnetische oder einfache Pfeilauflagen, unterschiedliche Sehndicken und anderes mehr bilden eine endlose Quelle für Besprechungen und Einschätzungen unter den Bogenschützen. Die Kataloge der einschlägigen Geschäfte sind umfassend, entsprechend dick und die technologische Entwicklung ist, trotz der prinzipiell archaischen Grundstruktur des Bogens und seines kulturgeschichtlich beachtlichen Alters, noch keinesfalls abgeschlossen.

Die grundlegende Anordnung des Körperschemas ist am Anfang einfach: Füße parallel und im rechten Winkel zum Ziel, Kopf gedreht und Blick in Zielrichtung, Bogen in Bogenhand, Zughand mit „Tab“ (= Fingerschutz) bei eingelegtem Pfeil an Bogensehne. Erst in den daran anschließenden Bewegungssequenzen wird die Sache anspruchsvoll und – wie alle, die diesen Weg gegangen sind, wissen – für längere Zeit intransparent im Hinblick auf das Erkennenkönnen, weshalb der Pfeil wo stecken wird. Denn nun gilt es, den Bogen hochzuheben, den Blick durch das Visier in Zielnähe zu bringen, die Sehne mit horizontal gehaltenem Zugarm nach hinten zu ziehen, die Bogenhand im Spannungsaufbau vom Griff zu lösen und den Auszug am Kiefer mit der Oberkante des Tabs zu verankern. Jetzt herrscht im wahren Wortsinn Höchstspannung und die, je nach Bogen 28 Pfund oder mehr, Kraft der Wurfarme fließt direkt in den Körper hinein. Noch muss die Spannung für einige Sekunden gehalten werden, denn erst jetzt beginnt – immer noch ein wenig an der Sehne ziehend – die präzise Ausrichtung des Visiers auf den gelben Kreis in der Mitte der FITA-Scheibe.⁴ Wenn dann das Visier korrekt ausgerichtet ist und wie es heißt „im Gold steht“, dann müssen die Finger der Schusshand durch Strecken gelöst werden und die Sehne schnell mit einem Zischen nach vorne und beschleunigt den Pfeil in Sekundenbruchteilen auf über 200 km/h. Der Pfeil bohrt sich bei der im Hallenschießen üblichen Distanz von 18 m nach weniger als einer Sekunde mit einem dumpfen Aufschlag in die Scheibe. Erst nach dem Einschlag

⁴ FITA steht für die Fédération Internationale de Tir à l'Arc, welche Zielscheibenart und -gröÙe, Schussdistanzen usw. reguliert.

darf die Bogenhand, in deren Fingerschnur in Folge der Entladung der Spannung sich der Bogen senkt, gelöst, d. h. gesenkt werden. Jetzt kommt, bis zum Aufbau des nächsten Schusses, Entspannung in den Körper.⁵

Die für einen praktischen Nachvollzug immer ungenügend bleibende Beschreibung zeigt, dass sich der Schuss aus verschiedenen Sequenzen ineinander fließender Bewegungen und punktuellen Stillständen und den Übergängen dazwischen zusammensetzt, die im Bild der Bogenschützen mit den Begriffen der „Körperspannung“ oder der „Spannung“, manchmal auch der „Haltung“ benannt werden. Diese prinzipielle Schwierigkeit der Beschreibung wird in der Praxis durch ein Lernen am Modell und durch dauernde Kommunikation bewältigt. Ein erfahrener Schütze führt einen Schuss aus und kommentiert dazu, was er gerade tut, der Novize schaut zu und versucht den ebenfalls beobachteten mehrmaligen und oft sprachlich korrigierten Nachvollzug. Dadurch können die Grundfiguren und -abläufe in einer groben Form schnell erkannt und eingeübt werden. Allerdings ist diese Lernform grundsätzlich begrenzt, denn jeder beschreibt nur das, was er im Moment gerade an sich selber erkennt, und manche, insbesondere komplexe Formen des Zusammenspiels und der Gleichzeitigkeit von Abläufen, kann man nicht in einem einzigen Handlungsablauf beschreiben. Aber nur wer durch lange Übung und Repetition eine gute Körperspannung und eine „saubere Haltung“ aufbaut, wird mit seinen Pfeilen regelmäßig und sicher die inneren Ringe der Zielscheibe erreichen. Die Beschreibung verweist auf ein komplexes Zusammenspiel von Ziel, Gerätschaft und Körperbeherrschung, in dem der Körper die zentrale Schalt- und Schnittstelle darstellt. Erfahrene Bogenschützen sehen auf einen Blick, ob jemand eine „saubere Haltung“ hat. Sie können auch ohne weiteres punktuelle Probleme, wie z. B. die zu früh gesenkte Schusshand oder das „unsaubere Lösen“ des Pfeils benennen, was einem vorübergehend durchaus helfen kann, die Pfeile besser anzusetzen und loszulassen. Doch der Körper in seiner Bewegung selber wird immer nur an seinen punktuell zu sehenden Fehlstellungen thematisiert und ist als Ganzes nur diffus mit der „Spannung“ oder der „Haltung“ zu fassen. Wenn der Körper besprochen wird, dann lässt er sich eben nicht als Entität in seiner Verbindung von Technik und verkörperter Kompetenz fassen, obwohl erst die Gesamtheit aller richtig ausgeführten Bewegungen und Aufmerksamkeiten in ihrem Zusammenspiel mit den Gerätschaften als einem Bewegungsprogramm eine „saubere Haltung“ abgeben. Einer solchen Haltung kann sich der Bogenschütze nur durch nie endendes Üben annähern. Er kann sich auch nie sicher sein, dass einmal Erreichtes bestehen bleibt. Es gibt zwar hilfreiche Worte, die immer wieder

⁵ Einen guten Ein- und Überblick in Technik, Material und Anwendung für das hier von uns beschriebene Schießen mit einem Recurve-Bogen gibt das Buch „Reference guide for Recurve archers“ (2002). Die jeweils neueste Fassung kann im Internet unter <http://www.archersreference.pwp.blueyonder.co.uk> gefunden werden.

Ausschnitte des Programms adressieren: „Schulterspannung aufbauen“, „Einatmen beim Spannungsaufbau“, „den Anker immer an derselben Stelle setzen“, „das Korn des Visiers im Gold bewegen“, „Lösen, aber nicht daran denken“, „die Fußstellung stabil halten“ und so weiter und so fort. Das Attribut, dass all diese Verweise eint, ist die Gleichförmigkeit. Je gleichförmiger die endlos repetierten und verketteten Bewegungen sind, desto vorhersehbarer werden die Ergebnisse. Dies bedeutet nun aber noch nicht, dass alle Pfeile ins Gold gehen. Vielmehr lässt sich so nur die erste Stufe im Prozess des verkörperten Lernens erreichen: Die Pfeile liegen auf der Scheibe eng beieinander. Oder in der Sprache der Schützen: sie bilden „eine schöne Gruppe.“ Diese gilt es nun in weiteren Trainingsrunden ins Zentrum zu verschieben.

6 Die Vignette und die Theorie

Das umfangreichste Zeichenarsenal der Kunst des Bogenschießens ist zweifels- ohne nichtsprachlicher Form. Es sind vornehmlich die Gerätschaften: der Bogen mit all seinen Einzelteilen, die Pfeile und das Ziel, die die Praktiken bezeichnen und die Gegenstände der Kommunikation ausmachen. Der Körper erscheint hier als „Integral“, das sich einfügt in die Bewegungsprogramme, die durch die Gerätschaften, durch das Heideggersche „Zeug“, vorgegeben sind und durch Üben, Üben, Üben dem Körper eingeschrieben werden müssen. Der Körper wird durch dieses Zeichenarsenal selbst als maschinenhaft beschrieben, als zerlegbares und zusammensetzbares Programm der Bewegungsausführung. Dazu gibt es viel zu sagen, innerhalb der Szene, innerhalb ihrer Didaktiken und auch in jeder ethnographischen Beschreibung. Doch all diese Rede findet den Punkt nicht, auf den es ankommt. Die Rede kreist um das unbeschreibliche „Mehr“, das sich jeder Analyse und Synthese entzieht. Wir sagten eingangs, alles Beobachten verdanke sich Bezeichnungen und Unterscheidungen. Von den Bezeichnungen wissen wir nun einiges, nach den Unterscheidungen ist zu fragen. Für den Kenner und mehr noch für den Trainer sind die Bewegungen zu unterscheiden von der Spannung. Sie ist es, auf die es „letztlich“ immer ankommt und an der man zu arbeiten hat, selbst wenn das Bewegungsprogramm „perfekt“ ausgeführt wird und der Pfeil im Gold steckt. Ein Könnern kann nie zufrieden sein. Erst wenn der Pfeil sein Ziel erreicht hat, oder eigentlich noch etwas später, darf sich die Spannung lösen und der Bogen herabsinken; aber nur, um sich für den nächsten Schuss bereit zu machen. Doch wie kann man Bewegung und Spannung denn überhaupt unterscheiden? Kann das der Körper für sich allein, Körper hier verstanden als das Aggregat zahlloser Muskelzustände und Nervenimpulse, die irgendwo im Gehirn „verrechnet“ werden? Die Unterscheidung der Bewegung von der Spannung ist die Aufgabe des Bewusstseins.

Das Körperliche erscheint dem Bewusstsein als „Spüren“ – und genau darauf hat es sich zu konzentrieren. Es darf sich nicht durch Zeichen anderer Art ablenken lassen – bis auf die im Wortsinne kleine Ausnahme des gelben Flecks in 18, 30, 50 oder 70 Meter Entfernung. Der beobachtende Trainer wiederum kann das Spüren nicht sehen. Er muss es mit Hilfe einer weiteren Differenz erschließen, mit der Differenz von Spannung und Haltung. Aus der *sichtbaren* Haltung *spürt* er die unsichtbare Spannung heraus – eine Transformation der mimetischen Art. Er kann, mittels Worten, zu Korrekturen aufrufen, also *sein* Körpergefühl, seine Körpererinnerung aus zig-tausend Schüssen, in die Haltung des Adepten *hineinlesen* – ohne dass diese Be-Sprechungen das prekäre Bewegungsarrangement, vor allem nicht dessen Rhythmus, stören dürfen. Die Einheit all dieser Unterscheidungen und das Glück der „physio-sozial-psychologischen Konfiguration“ (Maus) realisiert sich im Auflösen des Schusses. An das Lösen darf man, sagen die Könnern, gerade nicht denken. Man muss das Lösen einfach geschehen lassen. Die Worte halten die Imagination des Körpermöglichen in (unsichtbarer) Spannung und (sichtbarer) Haltung aufrecht, und sie rufen dem Übenden seine erlahmende Aufmerksamkeit in Erinnerung, wenn seine Konzentration nachzulassen droht. Die Perfektion in Bewegung, Spannung und Haltung lässt die Kommunikation verstummen. Wenn Sehen, Spüren und Lösen eins sind, wenn alle Beobachtungen konvergieren, lässt sich nichts mehr sagen. Die Einheit erzeugt Genuss und Bewunderung. Allerdings sind solche Momente angesichts der vielen Fehlermöglichkeiten eher selten und es kann, je nach Tagesstimmung oder -form, sehr erfüllend oder frustrierend sein, an der Verschmelzung von Programm, Technik und Körper zu arbeiten. Über die Fehler ließe sich weiter (und viel) schreiben. Die Perfektion hingegen ist einfach nicht zu Papier zu bringen.

Was nun können wir unserer kleinen, sicherlich hochgradig ausarbeitungsfähigen ethnosemantischen Vignette zum Bogenschießen für das Verhältnis von Körper, Zeichen und Lernen entnehmen? Soziologisch formuliert stehen wir an der Stelle, an der semiologisch verfasste Wissens Elemente mit einer Handlungspraxis verschmolzen und im Sinne eines Habitus inkorporiert werden. Die von uns hier skizzierte Verbindung dreier Ansätze (Habitus- und Systemtheorie, Ethnosemantik) zur Beobachtung von Körper-Zeichen-Verhältnissen kann unseres Erachtens genutzt werden, um auch Kontexte, in denen fraglos die Zeichen dominieren – wie im Schulunterricht, in interkulturellen Begegnungen, in Praktiken der Ungleichheitsdistinktion – im Hinblick auf deren Körperlichkeit zu untersuchen, ohne dabei auf vorsemiotische Erkenntnispositionen zurückzufallen. Mit diesem Programm versprechen wir uns nichts weniger als eine soziologisch begründete und empirisch realisierbare Theorie des Lernens.

Literatur

- Bourdieu, Pierre (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Cromwell, Bernard (2008): Azincourt. London: Harper Collins Publishers.
- Fuchs, Peter (1989): Vom Zweitlosen. Paradoxe Kommunikation im Zen-Buddhismus. In: Luhmann, Niklas/Fuchs, Peter: Reden und Schweigen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 46–69.
- Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hg.) (2001): Techno-Soziologie. Erkundungen einer Jugendkultur. Opladen: Leske + Budrich.
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne/Pfadenhauer, Michaela (Hg.) (2009): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Erkundungen. Wiesbaden: VS Verlag.
- Lakoff, George/Johnson, Mark (1999): Philosophy in the Flesh. The Embodied Mind and its Challenge to Western Thought. New York: Basic Books.
- Luhmann, Niklas (1995): Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Maeder, Christoph/Brosziewski, Achim (1997): Ethnographische Semantik. Ein Weg zum Verstehen von Zugehörigkeit. In: Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske + Budrich, 335–362.
- Maeder, Christoph/Brosziewski, Achim (2007): Kognitive Anthropologie. Vom Wort über das Wissen zur Mitgliedschaft in einer Kultur. In: Schützeichel, Rainer (Hg.): Handbuch Wissenssoziologie und Sozialwissenschaftliche Wissensforschung. Konstanz: UVK, 268–275.
- Murray, Elliot (ed.) (2002): Reference guide for Recurve archers. Originally produced for Grange and Barbardie archery clubs. London. (<http://www.archersreference.co.uk/>)
- Nassehi, Armin/Nollmann, Gerd (Hg.) (2004): Bourdieu und Luhmann. Ein Theorievergleich. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Wacquant, Loïc (2003): Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto. Konstanz: UVK.

Kritik des „linguistic turn“ in der soziologischen Theoriebildung

Eine kleine – etwas verspätete – Anfrage¹

Jürgen Gerhards

Ronald Hitzler ist seit einigen Jahren der Vorsitzende der Sektion „Wissenssoziologie“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Bis zum Jahr 2000 hieß die Sektion Sprachsoziologie; sie war Ende der siebziger Jahre von Hans-Georg Soeffner, Thomas Luckmann und Richard Grathoff gegründet worden. Unter Hitzlers aktiver Mitarbeit wurde die Sektion in „Wissenssoziologie“ umbenannt. Die Namensänderung war und ist eine konsequente Schlussfolgerung der inhaltlichen Veränderungen, die unter dem Dach der Sektion stattgefunden hatten. Die Sprachsoziologie wurde mit Beginn der 70er Jahre zunehmend in eine allgemeine Gesellschaftstheorie transformiert und zum Teil mit dieser identisch. Dieser „linguistic turn“ hat nicht nur innerhalb des hermeneutischen Paradigmas stattgefunden, sondern auch in anderen Soziologien und ist eingebettet in einen allgemeinen Trend einer kommunikativen Wende der Soziologie.

Das Kernargument, Sprachsoziologie als allgemeine Gesellschaftstheorie zu begreifen und damit im Kern die Sprachsoziologie als eine Bindestrichsoziologie aufzulösen, lautet in den verschiedenen Theorieschulen ganz ähnlich: Interaktion bzw. Kommunikation ist der Grundbegriff der Soziologie. Kommunikation ist aber weitgehend sprachliche Kommunikation. Insofern ist jede Soziologie, die sprachliche Kommunikation untersucht, immer schon allgemeine Soziologie. So unterschiedliche Theorien wie die Luhmannsche Systemtheorie, die Habermas'sche Theorie des kommunikativen Handelns oder Alfred Schütz' und Thomas Luckmanns Theorie der Strukturen der Lebenswelt haben alle ein kommunikations- und in

¹ Die lange Freundschaft mit Ronald Hitzler geht auf die gemeinsame Assistentenzeit am Institut für Soziologie der Universität Köln zurück. Eine der ersten wissenschaftlichen Aufsätze, die ich damals zusammen mit Ronald Hitzler intensiv diskutiert habe, hatte einen ähnlichen Titel („Kleine Anfrage an eine Soziologie der Kultur“, Gerhards 1989) wie der Untertitel dieses Beitrags. Ähnlich wie damals ist auch der jetzige Aufsatz u. a. bezogen auf Entwicklungen der hermeneutisch orientierten Soziologie, in deren Fahrwasser die Hitzlersche Soziologie zu verorten ist und die er selbst institutionell und programmatisch mitgestaltet hat. Und ähnlich wie damals unterscheiden wir uns in den methodologischen Prämissen Soziologie zu betreiben, auch wenn die Gegenstände der Analyse und die Fragestellung manchmal identisch sind. Die Freundschaft hat unter den grundsätzlichen Differenzen nicht gelitten, sondern sie eher stimuliert.